

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Geisterseher

Schiller, Friedrich

München, 1922

Die Briefe des Grafen v. Osten

[urn:nbn:de:bsz:31-247502](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-247502)

Der Graf von Osten an den Marquis von
Civitella.

Erster Brief.

7. Julius 1782.

Ich las, lieber Freund, dem Prinzen Ihren Brief aus Salzburg vor; er bittet mich, Ihnen zu schreiben, daß er Ihren Entschluß durchaus billigt. Es war gewiß das Beste, was Sie tun konnten, den jungen Zedtwitz gleich mitzunehmen nach Venedig. Hoffentlich behalten Sie recht, daß die Frauen den Junker dort schon auf andere Gedanken bringen würden. Sein Trübsinn ist ja nur zu begreiflich. Die Reue über die unselige Tat, die erzwungene Trennung von dem Prinzen, den er liebte, mußten ihm einen starken Stoß geben. Sie schreiben, Marquis, daß am schwersten eine seltsame Furcht vor dem Armenier auf ihm laste — ich hoffe, daß auch dieses Angstgefühl unter dem blauen Himmel Italiens vergehn möge. Ihre Anwesenheit, lieber Marquis, fehlt uns sehr; wir hoffen, daß Sie möglichst bald zurückkehren werden. Sie wissen ja, daß ich selbst nicht viel mehr als ein Zuschauer dieses Schauspieles bin, gern bereit, irgendeine kleine Rolle dem Prinzen zuliebe zu übernehmen, aber ganz gewiß nicht eine der treibenden Kräfte der Aktion. Obwohl sowohl selbst, als durch die Tradition meiner Familie sattsam gewohnt

an abenteuerliche Hof- und Staatsintrigen in Kurland, Rußland, Schweden und Polen, muß ich doch gestehn, daß es meinem persönlichen Empfinden wenig liegt, mich aktiv daran zu beteiligen — ich bin eben viel mehr Soldat als Politiker. Dazu kommt, daß ich zu sehr beide Seiten sehe — eine Tatsache, die stets lähmend wirken muß und gewiß auch die Tatkraft unseres Prinzen beeinträchtigt. Durchaus überzeugt, daß Prinz Alexander einen ausnahmsweise guten Herrscher abgeben würde, einen weit besseren gewiß als der alte Herzog, kann ich dennoch diesem ebensowenig meine Sympathie versagen, wie Sie, Marquis. Es ist gewiß: er ist weit zurück hinter seiner Zeit; Prinz Alexander würde das Volk freier und glücklicher machen. Was den jungen Prinzen betrifft, so glaubt kein Mensch, daß er sehr alt werden wird. Gestern erst sprach ich mit dem Leibarzt des Herzogs — er sagte mir, daß des Vaters Leiden zweifellos dem Kinde im Blut stäke. Jede kleine Krankheit, die ein anderes Kind mit Leichtigkeit überwindet, würde für den kleinen Prinzen eine große Gefahr bedeuten.

Bei uns im Schlosse ist nichts Erwähnenswertes vorgefallen. Dank der Verschwiegenheit des napolitanischen Gesandten und des alten Herzogs, sowie Ihrer Vorsicht, bei der Übergabe des Kindes verlarvt zu erscheinen, ist nicht bekannt geworden, wer den jungen Prinzen dem

Herzog übergab! Nur der Wiener Gesandte scheint einen Verdacht zu haben. Die allgemeine Annahme aber ist nach wie vor, daß die Entführung von der Erbprinzessin in die Wege geleitet wurde, zumal diese selbst kurz vorher von einem der alten Kavaliers ihres verstorbenen Gemahls hier in der Stadt gesehn wurde. Man behauptet, daß Leute des Herzogs im Hessischen der Erbprinzessin ihre Beute wieder abgejagt hätten, und erzählt sogar Einzelheiten dieser abenteuerlichen Entführung. Das Gerücht, daß Zedtwitz nächtlicherweile aus seinem Kerker entflohen sei, findet allgemeinen Glauben — es wird nur insofern kommentiert, als man erzählt, daß der alte Herzog, im Andenken an seinen Freund, des Junkers Vater, diese Flucht nicht nur recht gern gesehn, sondern auch darum gewußt habe — in diesem Punkte also kommt Fama der Wahrheit ziemlich nahe.

Der Prinz hat zweimal seinen ‚Ratgeber‘ gesehn; beide Male zur Nachtzeit. Freihardt, der während der ersten dieser beiden Unterredungen im Nebenzimmer wartete, erzählte mir, daß sie ziemlich erregt gewesen sei. Der Prinz selbst sprach weder zu ihm, noch zu mir davon — doch scheint es, daß es mehr wie je des Armeniers Absicht ist, ihn zu selbständigem Handeln zu zwingen.

Die fälligen Zuschüsse des Wiener sowie des

Dresdener Hofes sind pünktlich bezahlt worden; es ist gewiß, daß diese Regierungen wieder ganz auf der Seite des Prinzen sind, seit das Kind in der Obhut des alten Herzogs zurück ist. Auch hat, wie mir Freihardt erzählt, der Prinz aus der Privatschatulle der französischen Königin eine ansehnliche Summe erhalten.

Ich sende auf Ihren Wunsch diesen Brief über Triest. Ich werde Sie, lieber Freund, dauernd auf dem Laufenden halten und hoffe bald von Ihnen zu hören. Nehmen Sie für Zedtwitz und sich die besten Wünsche des Prinzen, denen Freihardt und ich uns anschließen.

* * *

Graf von Osten an den Marchese von Civitella.

Zweiter Brief.

16. Julius.

Noch keine Nachricht von Ihnen, lieber Marquis — doch werden wir vor nächster Woche wohl kaum welche erwarten dürfen. Ich benutze die Gelegenheit, daß ein Mitglied der Kaiserlichen Gesandtschaft morgen nach Venedig fährt, um dort den Vertreter seines Hofes abzulösen, um Ihnen diesen Brief zu senden.

Irgend etwas Aufregendes ist nicht passiert, aber genug, um einen stillen Chroniqueur, wie mich, zu interessieren. Ich persönlich hatte vorgestern eine vielstündige Unterredung mit dem

Prinzen, die sich aber nur um die Belagerung Gibraltars drehte, die uns beide als alte Militärs natürlich außerordentlich interessiert. Der Prinz hat von seinem Freunde, Lord Seymour, einen eingehenden Bericht erhalten, und wir verglichen diesen Bericht mit den Nachrichten, die uns die Gesandten Spaniens und Frankreichs hier zur Verfügung stellten. Der Prinz hat in seiner Sammlung ganz ausgezeichnete Karten der Festungswerke. Denken Sie nur, Marquis, daß allein während der Monate April und Mai des letzten Jahres die Spanier und Franzosen etwa achtzigtausend Kanonenkugeln und Bomben in die Stadt warfen! Diese ist längst ein Trümmerhaufen, aber die Festungswerke hielten so ausgezeichnet, daß General Elliots Ausfall im November die feindlichen Batterien völlig zerstören konnte. In diesem Monat nun ist der Herzog von Crillon mit neuer Hilfe für die Belagerer angekommen; für ihn baut der berühmte Ingenieur d'Arcon schwimmende Batterien —

Aber ich weiß nicht, lieber Marquis, ob Sie, der Sie nie Soldat waren, das im geringsten interessieren wird — während wir beiden über unsern Karten stundenlang sitzen konnten. Doch wünschte ich, Sie hätten den Prinzen gesehn, wie seine Augen leuchteten, wie jede kleinste Bewegung seine angespannteste Aufmerksamkeit in Anspruch nahm! Wenn er je auf den Thron

dieses Landes kommt, so möchte ich darauf wetten, daß er den Ehrgeiz haben wird, das im Süden Deutschlands zu schaffen, was der Potsdamer Philosoph im Norden erreichte. Dann mit ihm zu arbeiten, Marquis, möchte eine Lust sein!

— Ich habe den Armenier gesehn — oder den Dr. Teufelsdröckh — wie man ihn nennen soll! Ich saß nachmittags in meinem Gartenzimmer und las — plötzlich faßte mich eine merkwürdige Unruhe. Ich konnte mir im Augenblick nicht Rechenschaft geben, was es eigentlich war; so schloß ich die Augen, um zu versuchen, mir klar zu werden. Aber das einzige, was ich feststellen konnte, war das Empfinden, als ob irgendetwas Außergewöhnliches mir nahe sei, als ob vielleicht jemand mir eine besondere Nachricht bringen wollte. Ohne es recht zu wollen, ging ich ans Fenster, öffnete es und blickte hinaus — da sah ich im Park den Doktor auf mein Haus zukommen; er war in einfacher schwarzer Bürgerkleidung. Er hatte seinen Blick auf das Fenster gerichtet, als ob er mich dort zu sehn erwartete.

„Ein warmer Tag, Graf Osten,“ rief er mir zu. „Eigentlich zu warm zum Studium. Nun, was sagen Sie zu Holbach?“

— Ich sage Ihnen, Marquis, dieser Mensch muß seine Spione überall haben. Das Buch,

das ich gerade las, war in der Tat von Holbach; ich hatte es erst vor wenigen Tagen aus Paris erhalten. Der Doktor wartete meine Einladung nicht ab, er kam die Treppe hinauf und trat, ohne anzuklopfen in mein Zimmer. Er griff den Band auf und begann sofort ein Gespräch über Holbach und die andern Enzyklopädisten. Er steht keineswegs ganz auf ihrer Seite und wirft ihnen besonders vor, daß sie viel zu wenig sich mit Spinoza beschäftigt hätten. Ganz andere Dinge erwarte er von dem jungen Frankfurter Dichter und Staatsmann, der so eng befreundet mit dem Weimaraner Herzog sei. Dieser — er heißt Goethe, Sie erinnern sich vielleicht, Marquis, daß sein Name gelegentlich an unserm Tisch erwähnt wurde — sei ein geistiger Sohn des Linsenschleifers vom Haag; er würde —

Ich bitte um Verzeihung, liebster Freund! Dieses philosophische Gespräch wird ebensowenig Interesse für Sie haben wie das militärische über Gibraltar, das ich mit dem Prinzen führte! Genug also, wenn ich Ihnen mitteile, daß der Doktor etwa dreiviertel Stunden bei mir blieb, und daß sich unsere Unterhaltung nur um solche Dinge drehte. Dann stand er auf; er hatte die Türe schon in der Hand, als er mir zurief: „Ich habe dem Prinzen einige Pillen gegeben; ich möchte, daß Sie unter keinen Umständen ihm abraten sollen, die zu nehmen!“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er hinaus. Ich hörte, daß er nicht die Treppe nahm, die zum Parke ging, sondern die andre, die zur Landstraße führt. Ich ging also hinüber in meine Bibliothek, stellte mich dort hinter den festverschlossenen schweren Vorhang am Fenster; durch einen Spalt sah ich hinaus. Die Straße war völlig menschenleer. Ich hörte dann die Tür meines Hauses sich öffnen; der Doktor trat hinaus und ging durch den kleinen Vorgarten. Im selben Augenblick vernahm ich rasch näherkommende Pferdehufe; grade als der Doktor das Straßentor erreicht hatte, ritt ein Jäger vor, der ein zweites Pferd am Zügel führte. Der Doktor sprang auf, winkte lächelnd mit der Hand dem Fenster zu, als ob er wüßte, daß ich hinter dem Vorhang stände und ritt in kurzem Trabe davon.

Gewiß nichts Außerordentliches, lieber Marquis, doch werden Sie mir zugeben, daß gerade solche Einzelheiten erstaunlich sind.

Noch am selben Abende sprach ich mit Baron Freihardt, der mir mitteilte, daß der Prinz schon seit einigen Tagen diese Pillen nähme. Es handelt sich um sogenanntes Meconium, einen getrockneten Milchsaft, der aus den ausgeschnittenen, unreifen Mohnkapseln gewonnen wird. Man sagt, daß die Englisch-Ostindische Kompanie mit dieser Droge, die überall im Orient gebraucht wird, großen Handel treibe, sie soll auch in

Europa Eingang gefunden haben. Ich erinnere mich, vor Jahren gehört zu haben, daß der Attentäter Damiens, der den König von Frankreich mit einem Messer verwundete, gewohnheitsmäßig diese Droge genommen habe, und daß es diesem Umstande zuzuschreiben gewesen sei, daß er die entsetzlichen Torturen bei seiner Hinrichtung — er wurde gevierteilt, wie Sie wissen — so lange ausgehalten habe. Übrigens ist das Präparat, das der Doktor dem Prinzen gab, nicht das angloindische, das man in Pfeifen raucht, wie Tabak, sondern vielmehr ein kleinasiatisches, das man schluckt. In dieser Form soll es bei Türken, Persern und Griechen sehr beliebt sein; Freihardt sagt mir, daß man dort die Leute, die es nehmen, ‚Theriakides‘ nenne, obwohl diese Droge ganz und gar nichts mit Theriak zu tun hat. Es wäre mir lieb, Marquis, wenn Sie mir Näheres darüber mitteilen könnten, insbesondere über die Wirkungen. — Da ja die Kaufleute Ihrer Republik die regsten Handelsbeziehungen zur Türkei und auch besonders zu der Stadt Smyrna unterhalten, wird es Ihnen ein leichtes sein, gute Aufschlüsse zu bekommen.

— Das Gerücht erhält sich, daß die Erbprinzessin sich in der Residenz aufhält. Verschiedene der Lakaien des verstorbenen Erbprinzen sowie zwei seiner Kavaliere behaupten mit aller Bestimmtheit, sie gesehn und erkannt zu haben.

Bei Hofe ist man dieserhalb in begreiflicher Erregung. Der alte Herzog hat sich alle diese Leute kommen lassen und sich ihre Angaben auf die Bibel beschwören lassen. Zugleich ist allen Behörden strengster Befehl gegeben worden, auf sie zu fahnden. Da man auch eine Wiederholung des Entführungstreiches befürchtet, so sind die Vorsichtsmaßregeln verzehnfacht worden. Das Gardegrenadierregiment, dessen Kompagnien sich regelmäßig abwechseln, ist zu ständigem Wachdienst kommandiert; in dem Schlafzimmer des jungen Prinzen selbst befinden sich stets ein Offizier und zwei Mann; wenn er im Hofgarten spazieren fährt, begleiten ihn rechts und links Husaren. Unser Prinz lacht über diese Vorsichtsmaßregeln, aber der alte Herzog nimmt sie ebenso bitter ernst, wie die ganze Bevölkerung der Stadt; es kommt mir so vor, als ob jeder einzelne Bürger und jede Bürgerin zu einem großen Wachekorps gehörten; so wichtig schauen sie sich an den Straßenecken um, als ob sie irgendeinen verborgenen Feind suchten.

Das höchste Gericht hat in einer Sitzung vor wenigen Tagen entschieden, daß die beiden Angelegenheiten des Prinzen, die Feststellungsklage und die Anspruchsklage, die der Advokat aus Frankfurt für die Erbprinzessin einbrachte, getrennt zu behandeln seien. In der Sache des Prinzen steht eine neue Tagsatzung für nächste

Woche an; man ist allgemein der Ansicht, daß an dem Tage die Klage des Prinzen endgültig abgewiesen würde.

* * *

Der Graf von Osten an den Marchese di Civitella.

Dritter Brief.

28. Julius.

Soeben brachte die Post den Brief des Junkers an den Prinzen, sowie mir das kurze Billett von Ihrer Hand. Es ist sehr nett von Ihnen, lieber Freund, daß Sie sogleich an den Prinzen dachten, als Ihnen diese Vedute der Gärten von Murano angeboten wurde. Prinz Alexander wird sich über diese Überraschung sehr freuen; ich weiß von Freihardt, daß er selbst vorhatte, sich diese Ansicht malen zu lassen. Dazu kommt, daß er den jüngeren Canaletto sehr schätzt; erst kurz vor dessen Tode hat er ihm verschiedene Bilder abgekauft.

Von hier, Marquis, ein ganzer Sack voll Neuigkeiten. Das Garderegiment braucht keinen Wachdienst mehr zu tun — das höchste Gericht braucht seinen Spruch nicht mehr zu fällen. Um es kurz zu machen — der junge Erbprinz Eberhard ist gestorben. An der Bräune, einer ganz gewöhnlichen Kinderkrankheit, die stets sehr gefährlich ist — der Fall des jungen

Prinzen war bei dessen geringer Widerstandskraft vom ersten Tage an völlig hoffnungslos. Man versuchte das Menschenmögliche, ihn zu retten — vergebens. Es scheint so lächerlich nun, wenn man überlegt, welche Kämpfe um dieses schwache, unschuldige Kind geführt wurden, welcher Witz, welche Mittel von allen Seiten aufgewandt wurden, um es in die Hand zu bekommen:

Für den alten Herzog ist dieser Tod ein sehr schwerer Schlag; während der Krankheit hat er sich stündlich Bericht erstatten lassen. Um noch einmal der Bevölkerung und ganz besonders den Vertretern der fremden Höfe gegenüber seinen Standpunkt recht deutlich zu zeigen, hat er befohlen, daß die Leichenfeierlichkeiten mit großem Pompe stattfinden sollten. Die kleine Leiche wurde zunächst in der Schloßkirche aufgestellt, in die Jung und Alt wallfahrteten — jeder kam mit Blumen, die die Gärtner des Hofes dann überall anbrachten — die ganze Kirche schien ein gewaltiges Blumenhaus. Ein kleiner Zwischenfall ist zu berichten: man fand in der kleinen Faust der Kindesleiche ein paar Blümchen mit einer Karte, die die Worte trug ‚Von deiner Mutter‘. Keine der Wachen hatte gesehen, daß irgend jemand so nahe an den hochaufgebahrten Sarg herantreten war, um diese Blumen dort hingeben zu können; doch glaubte ein Lakai

am Ausgang der Kirche die Erbprinzessin gesehn und trotz ihres Schleiers erkannt zu haben. Er war, eingedenk der hohen Belohnung, schreiend auf sie zugesprungen, doch war die Frau in eine bereitstehende Kutsche gestiegen und eilends davongefahren. Die Folge war, daß der alte Herzog sofort den Befehl, auf die Erbprinzessin zu fahnden, aufhob. Nun, nachdem ihr Sohn gestorben ist, hat sie auch nicht mehr das geringste Interesse für ihn — mag sie tun und lassen, was sie will, der Herzog wird nicht einen Finger darum rühren.

Man sollte meinen, lieber Freund, unser Prinz würde den Tod des Kindes, der ihn seinen Wünschen um soviel näher bringt, als eine Befreiung empfunden und mit einer großen Genugtuung aufgenommen haben; das Gegenteil ist der Fall. Sowie er die Nachricht hörte, hat er sich stundenlang in sein Zimmer eingeschlossen und das auch die nächsten Tage wiederholt. Endlich sprach er mit seinem Vertrauten, dem Baron von Freihardt. Obwohl es ganz offenbar ist, daß das Kind an der Krankheit, die ich Ihnen nannte, starb, macht sich dennoch unser Prinz die bittersten Gewissensbisse. Nur dafür ist er dem Schicksal dankbar, daß es in dem Schloß des Herzogs starb und nicht während der Zeit, da es in unserer Obhut war. Im übrigen aber quält ihn der Gedanke, daß er wieder und wieder den

Tod des Kindes gewünscht habe, gefällt sich in mystischen Spielereien, daß es letzten Endes eben nur seine Wünsche gewesen seien, die schließlich Gestalt annahmen.

Die Meconiumpillen, die ihm Dr. Teufelsdröckh gab, scheint der Prinz alle paar Tage zu nehmen. Ein hiesiger Arzt teilt mir mit, daß die Droge auch unter dem Namen Laudanum bekannt sei; inzwischen werden Sie meine Anfrage in meinem letzten Briefe gelesen haben und zur Zeit wahrscheinlich schon mehr darüber wissen als ich. Ich selbst sah den Prinzen noch nicht nach dem Genuß dieser Droge; aber Freihardt erzählte mir, daß sie anfänglich ihn etwas zu erregen, dann aber sehr zu beruhigen scheine. Schließlich fällt der Prinz in völlige Ruhe, während der er allerlei zu träumen scheint. Ich sehe nicht viel Harm darin, daß der Prinz gelegentlich diese Pillen nimmt, doch fürchte ich, daß sie auf die Dauer verheerender wirken könnten als Weingenuß.

Ich unterbreche diesen Brief, lieber Freund, den ich sowieso vor dem Abgang der nächsten Post nicht absenden kann; Freihardt kommt eben, um mich zum Nachtmahl zu holen, er bittet mich, Ihnen seine besten Grüße zu übermitteln.

* * *

4. August.

Die Begräbnisfeierlichkeiten sind vorbei; die Beteiligung der Bevölkerung war eine außerordentliche. Der alte Herzog ist am nächsten Tage fortgefahren, er hat sich zur Erholung in sein Jagdschloß im Kottenwalde zurückgezogen. Seinem Beispiele sind die meisten Gesandten gefolgt, einer nach dem andern hat seinen Erholungsurlaub angetreten.

Unser Prinz ist nun Thronfolger; als solcher von allen Höfen ohne Ausnahme anerkannt. Auch der alte Herzog hat sich nun stillschweigend mit dieser Tatsache abgefunden — seine einzige Absicht scheint zu sein, ihn recht lange in dieser Stellung zu lassen. Er wird in wenigen Monaten siebzig Jahre alt. Es ist gewiß, daß er von seinem fünfzigsten Jahre an kränkelte; über Asthma, Herzbeschwerden klagte, an Podagra litt, und nie recht seines Lebens froh werden konnte. In den letzten Jahren aber scheinen diese Beschwerden behoben zu sein, wohl weniger durch die Kunst seiner Leibärzte, als vielmehr kraft seiner eigenen starken Konstitution. Während all dieser Zeit hat er wohl selbst kaum geglaubt, daß er noch mehr als ein paar Jahre zu leben hätte — und diesen Glauben hat auch Prinz Alexander geteilt. Nun aber fühlt sich der alte Herzog so stark und gesund, daß er dem Wiener Gesandten bei der Abschiedsaudienz

sagen konnte, daß er ganz gewiß sei, das nächste Jahrhundert noch zu erleben.

Was aber sind dann die Aussichten unseres Prinzen? Er ist Ende der Dreißiger — er mag ein Sechziger sein, ehe er die Krone sich auf das Haupt setzen kann. Es ist sicher, daß der Prinz, dem die Äußerung des Herzogs von dem Wiener Herrn selbst erzählt wurde, dieser Erwägung breiten Raum gegeben hat; er ist in den letzten Tagen seltsam niedergeschlagen. Es ist sicher etwas Schönes um eine Krone — aber um eine, auf die man als reifer Mann noch ein Vierteljahrhundert warten soll?!

* * *

Der Graf von Osten an den Marchese di Civitella.

Vierter Brief.

10. August.

Ihre Sendung traf ein, lieber Marquis; ich war zugegen, als der Prinz und Freihardt das Bild auspackten. Ich muß gestehn, daß ich kein anderes Bild Bernardino Belottos kenne — war das nicht der Name des Canalettoschülers? — das mir so ausgezeichnet gefiele! Die Freude des Prinzen war natürlich eine noch viel größere, da zu ihm ja diese Vedute noch ganz anders sprechen mußte. Er hat sich sogleich niedergesetzt, Ihnen zu schreiben; Sie werden seinen Brief mit dem meinen zugleich erhalten. So

sehr hat die Erinnerung an die Tage in Murano ihn ergriffen, daß er sich entschlossen hat, seinen Freund, den Dr. Teufelsdröckh zu bitten, ihn mit Veronika, der Dame von Murano, zusammenzubringen. Bei dieser Gelegenheit, Marquis, hat sich herausgestellt, daß der Prinz ebensowenig wie wir beide, Freihardt und ich, die kleinste Ahnung von dem Aufenthaltsort dieses Mannes hat — noch auch kennt er den der Dame, obwohl er weiß, daß beide seit Monaten in unserer Stadt weilen. Ich erklärte mich sofort bereit, Nachforschungen anstellen zu lassen; der Prinz lehnte es ab.

So sehr hat ihn diese Sehnsucht gefaßt, daß er während des Abendessens kaum eine Silbe sprach. Er starrte vor sich hin; schließlich murmelte er: „Wenn ich sie nur sehen könnte — o, nur einmal sehen!“

Ich erwähne folgenden kleinen Umstand, weil aus ihm erhellt, daß wir trotz aller Vorsicht Spione unter unsern Bedienten haben. Zwei Abende drauf saß ich mit Freihardt auf der Terrasse meines Landhauses — der nach dem Parke zu gelegenen. Der Prinz hatte sich früh zurückgezogen; wir beide saßen bei einem Glase Wein vor einer Schachpartie. Wir waren wohl beide sehr vertieft, denn wir hörten niemand kommen, weder auf den Gartenwegen, noch auf den Steinfliesen der Terrasse.

Plötzlich hörte ich eine Stimme hinter mir: „Das Rössel, Graf! Greifen Sie die Dame an — in sechs Zügen ist er matt!“ Freihardt schrak auf, ich nicht weniger — hinter mir stand der Dr. Teufelsdröckh. Der Baron sprang sofort auf; er wußte, wie sehnlich ihn der Prinz erwartete. Aber der Doktor machte keine Miene, mitzugehen; er nahm ruhig Freihardts Platz ein und fragte mich, ob ich eine Partie mit ihm spielen wollte? Der Baron bat ihn, mit zum Prinzen zu kommen, und ich vereinte meine Bitten mit den seinen. Aber der merkwürdige Doktor blieb ungerührt: „Nein,“ erklärte er ruhig, „sagen Sie dem Prinzen, er möge warten. Oder besser noch, Baron, sagen Sie ihm, daß ich überhaupt nicht kommen würde.“ Dann wandte er sich an mich und fuhr mit einem fast gutmütigen Lachen fort: „Da sehn Sie, Graf, was ein freier Wille bedeutet. Ich kam her in der Absicht, mit dem Prinzen allerlei zu besprechen — nun sehe ich Sie beide beim Schachbrett sitzen. Ich habe seit Jahren keine Figur mehr gerückt — aber plötzlich überkommt mich die Lust, Schach zu spielen. Der Prinz ist vergessen — mehr noch, Graf: selbst wenn Sie jetzt ablehnen würden, mit mir zu spielen, ich würde mich heute abend allein mit irgendwelchen Schachproblemen beschäftigen. — Wie kann jemand da von freier Willensbestimmung schwatzen?“

Der Baron stürzte weg, um den Prinzen zu benachrichtigen — aber der Doktor rief ihm nach: „Bringen Sie ihn nicht hierher, hören Sie! Ich will Schach spielen und nicht gestört sein.“

Ich beschloß, mit ihm zu spielen, schon um ihn festzuhalten — am Ende konnte er doch seinen Entschluß ändern und den Prinzen sehn wollen. Er eröffnete Fianchetto, eine schwache Eröffnung, die er aber verblüffend gut behandelte. Ich kam bald ins Gedränge, verteidigte mich, so gut es gehn wollte. Nach einiger Zeit kam Freihardt zurück, augenscheinlich mit einer Botschaft des Prinzen. Diese kleine Störung bewirkte es, daß der Doktor, obwohl Freihardt noch kein Wort gesagt hatte, einen recht groben Schnitzer machte, der ihm die Partie kosten mußte. Er bemerkte es sofort, für das Zehntel einer Sekunde huschte eine Wolke des Unmuts über sein Gesicht. Dann lächelte er, wandte sich an den Baron, und sprach: „Kehren Sie um, Baron. Sagen Sie dem Prinzen, er möge heute nacht gegen elf Uhr aus dem Fenster seines Schlafzimmers schauen — um diese Zeit geht der Mond auf. Dann wird er sehn, was er zu sehn wünscht.“

Seine Worte waren so schlicht und einfach, dabei doch so bestimmt und gebieterisch, daß Freihardt ohne ein weiteres Wort sich verbeugte und umkehrte. Der Doktor wandte sich wieder

dem Spiel zu. Ich erbot mich sofort, ihm den Zug, der ihm die Dame gegen einen Läufer kosten mußte, zurückzugeben, aber er schüttelte den Kopf. „Ich habe eine Dummheit begangen,“ murmelte er, „es ist nur recht, daß ich die Folgen trage!“ — Nun war ich der Angreifer, und ich setzte ihm hart genug zu. Ich gab mir jede Mühe, überlegte lange und nahm, wo ich nur konnte, Abtauschchancen vor, um meinen Vorteil zu befestigen. Schließlich glaubte ich meiner Sache ganz sicher zu sein, als ich gerade zwei Türme austauschen konnte; ich empfand ein gewisses Gefühl der Genugtuung, ihn zu besiegen. In diesem Augenblick sagte er: „Matt in neun Zügen!“

Ich konnte mich drehn und wenden wie ich wollte — es gab keinen Ausweg mehr; ich mußte mich geschlagen bekennen.

Die Partie hatte ziemlich lange gedauert; der Doktor stand auf, um zu gehn. Ich brachte ihn um das Haus herum zur Landstraße; wie wir durch den Vorgarten gingen, kam sein Diener mit den Pferden. Ich sah ihm nach, aber er war bald im Dunkel verschwunden. Da ich keineswegs müde war, so beschloß ich, den Baron aufzusuchen; ich ging also durch den Park zum Schloß. Ich fand ihn an seinem Schreibtisch, eifrig beschäftigt, einige Korrespondenzen für den Prinzen zu erledigen, die am nächsten Morgen

herausgehn sollten. Ich erbot mich, ihm zu helfen, und die Arbeit ging rasch vorwärts. Als ich zufällig von einem Briefe aufsah, bemerkte ich, daß der Mond strahlend ins Zimmer fiel; unwillkürlich stand ich auf und trat ans Fenster. Freihardt folgte mir. „Um diese Zeit,“ sagte er, „soll der Prinz sehn — was er zu sehn wünscht. Sie glauben nicht, Graf, wie er sich freute, als ich ihm diese Nachricht brachtel — Was aber wünscht er zu sehn? Ich wollte ihn nicht fragen —“

„Was er zu sehn wünscht?“ rief ich „Hat er es nicht beim Nachtmahl selbst gesagt? Sie natürlich — die Frau von Murano.“ Wir blickten aus dem Fenster; still lag der Park zu unsern Füßen, kein Hauch, kein Lüftchen in der weichen Nacht. Da trat aus den Ulmen heraus eine Gestalt — langsam ging sie um den runden Rasenplatz vor dem Schlosse herum, in dessen Mitte der kleine Teich mit dem Springbrunnen sich befindet. Sie war tief verschleiert, nahm dann aber den Schleier ab — Freihardt erkannte sie sofort. Sie schritt ruhig und still, blieb zuweilen für einen Augenblick stehn, warf auch wohl, ohne das Haupt zu heben, einen Blick nach oben. Die ganze Erscheinung machte in dem Silberlicht des Mondes einen fast unwirklichen Eindruck. Trotz der tiefsten Stille hörte man ihre Schritte nicht. Ihre Bewegungen schienen

die einer Somnambulen, sie hatten etwas Mechanisches, nirgend etwas Willkürliches, aus dem Augenblicke Entstandenes. Sie blieb dann an einem hochstämmigen Rosenstocke stehn, hob den Arm und brach eine weiße Rose. Sie ging weiter, blieb wieder nach einer Weile stehn, schritt auf eine Steinbank zu und setzte sich. Sie fächelte sich mit einem sehr kleinen Fächer; schlug ihn zusammen und legte ihn mit der Rose neben sich hin. Dann stand sie auf, ließ Fächer und Rose liegen — ganz augenscheinlich absichtlich, da sie beiden noch einen Blick nachwarf. Sie schritt mit denselben langsamen, etwas schleppenden Schritten weiter und verschwand endlich zwischen den Ulmen. Bald darauf hörten wir Schritte auf der Gartenterrasse: der Prinz eilte die Treppen hinunter in den Garten. Er ging auf die Bank zu, auf der soeben die Geliebte gesessen, nahm Fächer und Rose auf und drückte beide an die Lippen. Lange starrte er in die Richtung, in der sie verschwunden; es war, als kämpfte er mit dem Wunsche, ihr nachzueilen. Er seufzte, küßte noch einmal die weiße Rose und kam zurück.

Ich muß gestehn, lieber Freund, daß diese ganze Szene etwas sehr Rührendes hatte, etwas ungemein Sentimentalisches, das sich in jeder Weise in den Zauber der Mondscheinnacht einschmiegte. Dennoch konnte ich mich des Ein-

drucks nicht erwehren, daß in gleichem Falle Sie zum Beispiel, Marquis, nicht so gehandelt hätten wie der Prinz. Er fiebert, verzehrt sich in Sehnsucht nach der Geliebten — dennoch wagt er nicht, ihr zu nahen. Wenn es noch wäre, weil er nicht einem Befehle des Dr. Teufelsdrökh, auf den er ja schwört, hätte entgegentreten wollen! Aber ich war ja zugegen, hörte mit meinen Ohren, was dieser sagte — der Prinz möge aus dem Fenster schauen, wenn der Mond aufgehe — dann würde er sehn, was er zu sehn wünsche. Kein Wort, keine Andeutung irgendeines Verbotes, daß er sich der Schönen nicht nähern dürfe! Ich wette darauf, Sie, Marquis, oder Egon Zedtwitz wären gewiß im Augenblick hinuntergeeilt, die Geliebte in die Arme zu pressen — ich muß gestehn, daß ich es kaum anders gemacht haben würde, obwohl ich soviel älter und gewiß auch sehr viel kühleren Blutes bin als Sie beide.

So schien mir diese kleine Episode ein Bild zu geben von dem Gesamtzustand des Prinzen. Er wünscht und empfindet sehr stark und kann sich dennoch zu keiner Tat entschließen — immer wieder scheinen ihn Skrupel und Zweifel zu plagen, ob er auch wirklich ein Recht habe, ob er es vor sich selber verantworten könne, diese oder jene Handlung zu wagen. Und gerade dieser Umstand scheint es mir zu sein, der den merkwürdigen Doktor veranlaßt, ihm weniger zu

helfen, als er wohl tun könnte. Ich sagte und schrieb Ihnen, Marquis, daß der naturalistische, nichttheologische Determinismus des Doktors Steckenpferd sei. Was aber der Prinz tut, steht, ob es gleich im ersten Augenblick das Gegenteil scheint, im ausgesprochensten Gegensatz zu dieser Theorie des Doktors. Gerade dieses ewige Zweifeln und Zaudern scheint einen Glauben an die Freiheit des Willens vorauszusetzen — scheint die freie Wahl des Handelns zu bedingen — etwas, was der Doktor auf das entschiedenste leugnet. Der, ob er gleich spontan und dann mit erstaunlicher Energie handelt, ist dennoch überzeugt, daß jeder erste Impuls hierzu von allen möglichen Umständen — außerhalb seines Ichbewußtseins — abhängig sei. Der Prinz auf der anderen Seite erweckt den Anschein, als ob er freie Gewalt habe, irgendeine Handlung zu begehnen oder nicht zu begehnen — das hat der Doktor gewiß weit schärfer erkannt, als ich, dem es erst jetzt recht eigentlich auffällt. Dann aber liegt die Sache gewiß so, daß der Doktor es müde ist, vielleicht gar darüber erbost ist, daß der Prinz sich nicht entschließen kann. Nach seiner Überzeugung müßten alle die Umstände, die er selbst so sorgsam einfädelt und vorbereitete, den Prinzen jetzt mit Naturgewalt zum Handeln zwingen — und er sieht nun nur einen halben Erfolg. Gewiß war es gerade der anfängliche sehr hart-

näckige Widerstand des Prinzen, der ihn reizte, trotz seinem völligen Mißerfolg weiter an seinem Plane zu arbeiten — nun aber, nachdem er der Seele des Prinzen seine eigenen Gedanken eingegeben hat, nachdem der Prinz fest an seine ‚Mission‘ glaubt, — die im Hirne des Doktors vielleicht nichts als ein spielerischer Gedanke war — nun versagt der Prinz beinahe noch mehr als früher. Es gelang dem Doktor, dem Prinzen Alexander eine Traumwelt zu schaffen, in der er lebt, aber es gelang ihm noch nicht, ihn zu veranlassen, diese Wünsche in Wirklichkeiten zu übersetzen. So sehr der Prinz auf der einen Seite auf jedes Wort dieses Mannes schwört, ebenso setzt er, ohne sich dessen bewußt zu sein, ihm einen beharrlichen Widerstand entgegen. Das Seltsame ist dabei, daß sich dieser Widerstand nie gegen irgend etwas richtet, oder richten würde, das ihm sein Ratgeber raten möchte — alles würde der Prinz unweigerlich sofort erfüllen. Aber es richtet sich dieser Widerstand grade gegen das, worauf es dem Doktor augenscheinlich am meisten ankommt — daß er nämlich selbst denkt und selbst handelt — immer in dem deterministischen Sinne des Doktors. Noch freilich wird dieser sein Spiel nicht verloren geben!

Ich weiß nicht, Marquis, ob ich mich klar genug ausgedrückt habe. Erlauben Sie mir daher, ein Beispiel zu wählen. Der Doktor

Teufelsdröckh ist ein leidenschaftlicher Puppenspieler, eine Puppen sind lebendige Menschen. Um diese tanzen zu machen, steht ihm eine ganze Fülle verschiedener Methoden zur Verfügung, von denen wir eine Reihe kennen gelernt haben. Da haben wir die Methode, die er bei dem Junker von Zedtwitz, den er ja, wenn er will, vollkommen in seiner Hand hat, anwendet. Es ist dies die Methode des Wiener Arztes Dr. Mesmer, der sie zur Zeit in Paris unter großem Zulaufe zeigt — man nennt sie nach ihm: Mesmerisieren. Nehmen Sie weiter die Methoden, die er dem Prinzen gegenüber zur Anwendung brachte. Zunächst versuchte er es mit dem alten Taschenspielerhandwerk, wie alle Abenteurer und Glücksritter, unter denen in unsern Tagen der sizilianische Pseudograf Cagliostro der bedeutendste ist — freilich hat der Doktor diese Methode nach Möglichkeit alles Groben entkleidet und so weit es ging auf das Psychische einzustellen versucht. Schon viel mehr auf den Geist — oder besser auf das Gemüt — gestellt war sein zweiter Angriff auf den Prinzen, wobei er fast wie ein genialer Schachspieler arbeitete. Er verspielte auch hier; aber er hatte während dieser Zeit mit seiner erstaunlichen Menschenkenntnis den Prinzen so genau studiert, daß er seinen dritten Angriff so geschickt anlegte, daß der Prinz ihm nunmehr willenlos

zufiel. Von diesem Augenblick an war der Prinz seine Puppe, die ihm gehorchen mußte, genau so wie es der Junker ist und wie es vermutlich noch viele andere Menschen sind.

Und nun wollen Sie beachten, Marquis, daß von dem Moment an, wo dieser seltsame Doktor diese Gewißheit hat, es ihm keinen Spaß mehr macht, die Drähte zu ziehn und die Puppen tanzen zu lassen. Mitten im Spiel möchte er seinen Schnürboden verlassen, möchte sich zwischen das Publikum setzen und ein wenig Zuschauer spielen. Möchte, daß seine Puppen nun allein die Komödie weiterspielen sollten. Sie wissen, wie erstaunlich gut ihm das bei dem Junker gelang. Dieser stand so völlig unter seinem mystischen Einfluß, daß er ihn jederzeit mesmerisieren und in diesem Zustande, wozu er nur immer wollte, gebrauchen konnte. Aber er dachte gar nicht daran, hiervon Gebrauch zu machen, als er ihm den Namen des alten Herzogs als den des Mörders seines Vaters nannte. Die Puppe Zedtwitz sollte diesmal ohne Schnüre agieren — er aber saß im Parkett und schaute zu! Genau dasselbe, denke ich, möchte er nun auch im Falle des Prinzen tun — aber da sieht er zu seinem Ärger, daß dieser weder Arme noch Beine regen will, wenn nicht die Schnüre und Drähte gezogen werden.

Also, lieber Freund, unsermerstaunlichen Doktor

genügt es nicht, andere Menschen zu seinen Puppen zu machen; er will dazu noch, daß diese Puppen, wenn es ihm gerade gefällt, eigenes Leben haben und selbsttätig ihm voragieren sollen — natürlich im Sinne der von ihm verfertigten Lebenskomödien oder Tragödien!

Das alles ist meine Spekulation, liebster Marquis, was meinen Sie dazu?

* * *

Der Graf von Osten an den Marquis di Civitella.

Fünfter Brief.

29. August.

Ja, Marquis, der Prinz billigt durchaus den Entschluß des Junkers, in holländische Kriegsdienste zu treten. Zedtwitz wird viel sehn von der Welt und wenn er nach einigen Jahren aus Indien zurückkehrt, wird er schon einen Platz finden, den er auszufüllen vermag. Daß Sie, lieber Freund, so bald schon wieder zu uns kommen, ist sehr erfreulich; sein Sie überzeugt, daß man Ihre Frische und Geschicklichkeit hier braucht. Freihardt jammert jeden zweiten Tag nach Ihnen.

Ich danke Ihnen für die Mitteilungen, die Sie mir bezüglich des Meconium geben. Dies alles ist ja sehr widersprechend; man kann wirklich, wie Sie schreiben, Marquis, daraus entnehmen, was man will. Aber eines erscheint mir gewiß: diese Pille bedeutet für den Dr. Teufelsdröck nichts

anderes, als eine neue Methode, zu versuchen, eine seiner Puppen von den Drähten zu befreien und zu einem selbständigen Spiel zu veranlassen. Baron Freihardt erzählt mir, daß gestern —

Ich werde unterbrochen; mein Jäger schreit vom Parke her in höchster Aufregung meinen Namen — irgend etwas ist vorgefallen.

* * *

31. August.

O ja, lieber Freund, etwas ist vorgefallen! Der Prinz ist verhaftet, Freihardt — tot!

Ich eilte aus dem Zimmer, dem Jäger entgegen, traf ihn vor dem Hause. Er erzählte mir in abgerissenen Worten — aber alles verwirrte sich so sehr bei ihm, daß ich kaum den Zusammenhang begriff. Ich rannte also mit ihm durch den Park zu dem Schlosse, um dort die gleiche Aufregung und Verwirrung zu finden. Freihardt lag in des Prinzen Zimmer mit einem tiefen Bajonettstich in der Brust — er atmete noch, aber kam nicht mehr zum Bewußtsein; nach einer Viertelstunde verschied er in meinen Armen, noch ehe ärztliche Hilfe zur Stelle war. Von der Dienerschaft erfuhr ich, daß plötzlich eine Kompagnie der Garderegimentiere unter Führung eines Hauptmannes in das Schloß eingedrungen sei. Dieser zeigte dem Prinzen einen von dem Stadtkommandanten unterzeichneten Arrestbefehl und erklärte ihn für verhaftet, ohne

irgendwelche Gründe zu nennen. Prinz Alexander sah sofort ein, daß jeder Widerstand nutzlos sei, erklärte sich bereit, dem Offizier zu folgen und bat nur um einen kurzen Aufschub, um ein paar Briefe zu schreiben und einige Befehle für die Dienerschaft zu geben. Das wurde ihm in brutaler Weise verweigert — jetzt erst verlor der Prinz seine Ruhe. Ein Wort gab das andere; schließlich gab der Hauptmann den Befehl, den Prinzen zu greifen und mit Gewalt abzuführen. In diesem Augenblick stürzte Freihardt herein, der in seinem Zimmer den Tumult gehört hatte; er sah gerade, wie die Soldaten auf den Prinzen loseilten, und warf sich ihnen sogleich entgegen, um seinem Herrn zu helfen. Seinem Beispiel folgten zwei oder drei treue Bediente; es entwickelte sich ein kurzer Kampf, in dessen Verlauf der Baron, nachdem er einige der Soldaten nicht unerheblich mit seinem Degen verwundet hatte, in ein ihm unversehens vorgehaltenes Bajonett geradezu hineinrannte. Prinz Alexander, der keine Waffe zur Hand hatte, wurde bald überwältigt, gefesselt und fortgetragen. Der Hauptmann stellte fest, daß der Zustand Freihardts, für den er übrigens auch einen Haftbefehl hatte, völlig hoffnungslos sei und bekümmerte sich nicht weiter um ihn; er zog mit seiner Truppe und seinem Gefangen ab.

Als die Ärzte anlangten, war es für den Baron längst zu spät; sie konnten nur zweien der Bedienten ihre Wunden verbinden.

Das war die Situation, die ich antraf. Ich gestehe, Marquis, daß ich zunächst wie vor den Kopf geschlagen dastand und nicht wußte, was ich tun sollte. Wenn nur Civitella da wäre, dachte ich! — (Ich beschwöre Sie, Marquis, beschleunigen Sie Ihre Abreise und reisen Sie Tag und Nacht, wir bedürfen Ihrer mehr wie je!) Ich sprach mit den Bedienten, der Reihe nach, keiner konnte mir etwas Näheres mitteilen — auch von den neuen Kavalieren des Prinzen, die im Kavalierhaus wohnen und die alle erst nach mir auf dem Schauplatz eintrafen, konnte keiner irgendwelchen Aufschluß geben. Ich beauftragte nun die Kavaliers — die meine Befehle bereitwilligst entgegennahmen, da sie ja das besondere Vertrauen, das der Prinz mir schenkt, genau kannten — sofort zur Stadt zu eilen, um Erkundigungen einzuziehen, was mit dem Prinzen geschehn und aus welchen Gründen die plötzliche Verhaftung erfolgt sei. Denselben Auftrag gab ich den fähigsten unserer Jäger und Lakaien. Dies geschah in den Morgenstunden; ich bestimmte, das alle gegen sechs Uhr abends mir Bericht erstatten sollten. Dann traf ich Anweisungen für das Begräbnis des armen Freihardt, schrieb an seine Verwandten —

seine Eltern hatte er schon vor langen Jahren verloren. Endlich ließ ich eine geschlossene Kutsche anspannen, da ich es vermeiden wollte, mich selbst öffentlich zu zeigen, und fuhr in die Stadt. Ich sprach bei den Gesandtschaften vor, wo ich nicht genau wußte, ob die Herren schon in die Ferien gereist seien, bekam aber in einem Hause nach dem andern den Bescheid, daß der Herr Gesandte verreist sei. Endlich stellte ich fest, daß Senator Tesdorpf, der Gesandte der Hansestädte, noch in der Residenz sei, da seine Frau erkrankt war; ich fuhr sofort zu ihm hin und ließ mich bei ihm melden. Freilich war gerade dieser Gesandte einer der wenigen, die unbedingt zum alten Herzog hielten; ja, Senator Tesdorpf, selbst ein strenger Lutheraner und seit manchen Jahren Vertreter der Hansestädte an diesem Hofe, war mit dem Herzog persönlich eng befreundet. Trotzdem empfing mich der alte Herr zuvorkommend genug. Er erfuhr erst durch mich von der plötzlichen Verhaftung des Prinzen und wußte so wenig einen Grund dafür, wie ich selbst. Sie kam ihm um so überraschender, als er erst gestern von einem kurzen Besuche auf dem Jagdschloß des Herzogs zurückgekehrt war; obwohl er zwei Tage lang mit dem Herzog zusammengewesen und oft durch Stunden mit ihm spazieren gegangen war, hatte der alte Herzog ihm auch nicht die kleinste Andeu-

tung gemacht, die darauf hätte schließen lassen, daß er einen derartigen Schritt beabsichtige. „Ich kenne den Herzog gut genug,“ sagte er, „um mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß er noch gestern nichts Derartiges vorhatte. Wir haben sehr eingehend über den Fall des Prinzen gesprochen; er hat mir vieles gesagt, das nur für die Ohren des Freundes, nicht des Gesandten bestimmt war. Aber nicht eine Silbe über eine bevorstehende Verhaftung!“ — Er versprach mir, sich sogleich beim Justizminister, der in der Residenz sei, zu erkundigen und mir zum Abend Bescheid zu senden. Jede Hilfe, soweit sie sich mit seinem Amt als Gesandter vereinigen ließe, sagte er mir gerne zu.

Zurückgekehrt nahm ich einen Bericht nach dem andern entgegen. Der Prinz war auf die Zitadelle gebracht worden und wurde dort in strengem Gewahrsam gehalten; allerdings hatte ihm der Kommandant zwei seiner eigenen Räume angewiesen. Ich sandte sofort zwei Jäger hin und ließ ihm Wein und Essen, Schlafhemden und Bettwäsche schicken, ich schrieb einen Brief an den Prinzen und einen an den Kommandanten. Nach einer Weile aber kamen die Leute zurück mit der Nachricht, daß der Kommandant zwar erlaubt habe, den Brief und die andern Sachen dem Prinzen zu übergeben, dagegen nicht gestatte, daß einer der Jäger zur Bedienung dort

bliebe, noch auch, daß der Prinz selber schreibe. — Über die Verhaftungsursache wurden mir die verschiedensten Gerüchte widerbracht; das wahrscheinlichste davon war das, daß eine Hochverratsanzeige gegen ihn eingelaufen sei. Dies wurde mir auch durch einen Brief des Senators bestätigt, der insofern ein Novum enthielt, als er mitteilte, daß der Arrestbefehl nicht vom Herzog selbst ausgegangen, sondern in dessen Abwesenheit nach einer Beratung mit dem Justizminister nur vom Stadtkommandanten ausgefertigt sei.

Noch in der Nacht sandte ich reitende Boten ab an alle uns befreundeten Gesandten, deren Aufenthaltsort in benachbarten Badeorten ich kannte. Ich selbst fuhr in frühester Morgenstunde wieder zu dem hanseatischen Gesandten; er teilte mir mit, daß ursprünglich auch ich hätte verhaftet werden sollen; man habe aber davon, mit Rücksicht darauf, daß ich Ausländer sei, abgesehn — man wolle eben politische Verwicklungen nach Möglichkeit vermeiden. Über den Inhalt der Hochverratsanzeige wußte der Senator nichts — vermutete nach dem Gespräche mit dem Justizminister nur, daß sie sehr ernster Natur sein müsse. Trotz meiner flehentlichen Bitten ließ er sich nicht bereit finden, sogleich zum Herzog zu fahren: er habe seiner kranken Frau versprochen, bei ihr zu bleiben.

Doch hätte ihm der Arzt gesagt, daß sie in zwei bis drei Tagen wohl fähig sei, zu reisen, dann würde er mit ihr in das dem Jagdschloß nachbarlich gelegene Bad Ilsungen fahren und natürlich den Herzog aufsuchen, dem übrigens von dem Kommandanten sofort durch Stafette Mitteilung über die Verhaftung gemacht wurde.

Und nun heißt es abwarten. Die Nachricht von der Verhaftung des Prinzen hat in der Stadt einige Aufregung hervorgerufen, weniger freilich, als ich vermutete; das wird in der Abwesenheit des Hofes und der Gesandtschaften, zum Teil wohl auch in dem drückend heißen Wetter seinen Grund haben. Ich lasse dem Prinzen regelmäßig Speise und Trank, auch Lektüre senden, habe ihn von allen meinen Schritten in Kenntnis gesetzt.

Noch einmal, lieber Freund, kommen Sie sofort! Ich bin Ihrer treuen Gesinnung so gewiß, daß ich meinen nächsten Brief nach Trient senden werde, hoffentlich werden Sie ihn dort vorfinden.

* * *

Der Graf von Osten an den Marchese di Civitella.

Sechster Brief.

5. September.

Nun kenne ich endlich den Grund der Verhaftung des Prinzen! Und wissen Sie, wer es

herausfand? Ihr Jäger Muni, den Sie uns zurückließen. Er hat sich an Hagemeister sehr angeschlossen und mit dessen Hilfe sehr schnell deutsch gelernt. Die beiden nun haben einen Plan ausgeheckt, der ihnen überraschend gut gelang. Sie baten mich, sie mit den regelmäßigen Botengängen zur Zitadelle zu betrauen. Da der Kommandant darauf bestand, alles, was ich dem Prinzen schickte, persönlich zu untersuchen, so nahmen sie die Gelegenheit wahr, um sich bei den Wachen bitter über ihren Dienst zu beklagen. Das mußte dem Kommandanten auffallen; er glaubte, von den beiden Gesellen vielleicht etwas Wertvolles erfahren zu können, unterhielt sich mit ihnen und versuchte, sie beide auszuhorchen. Muni erklärte nun, daß sein Herr, der Marquis — eben der, der dem Herzoge das Leben gerettet habe, wie er keck hinzufügte — nur aus dem Grunde abgereist sei, weil er das verräterische Treiben des Prinzen nicht länger habe mit ansehen können. Er selber sei im letzten Augenblick zurückgeblieben, eines Liebeshandels wegen, aber jetzt wünsche er nichts sehnlicher, als auch nach Venedig zurückkehren zu können. Befragt, ob er nicht irgendwelche positiven Beweise erbringen könne, sagte Muni, daß er das nur mit Hilfe seines Freundes Hagemeister könne, der das vollste Vertrauen seines Herrn genieße. Hagemeister

sei zwar mit seinem Dienst ebenfalls sehr unzufrieden, sei jedoch eine einfache, biedere Haut, die sich nur sehr schwer zu etwas entschließen könne. Obwohl er selbst innerlich von dem falschen Spiele des Prinzen dem Herzog gegenüber fest überzeugt sei, verschließe er dennoch absichtlich Augen und Ohren dagegen — er wolle nichts davon wissen und seinerseits nicht zum Verräter werden. Nun ließ der Kommandant meinen Jäger hinzurufen, den Muni ausgezeichnet eingelernt hatte. Alle lockenden Anerbietungen wies er ab. Es sei zwar wahr, daß er die Verstecke kenne, wo sein Herr sowohl wie der Prinz die geheimen Papiere aufbewahrt hätten; aber er sei ein ehrlicher Mann und würde diese nie verraten. Der Kommandant bat und versuchte seine besten Überredungskünste; dann drohte er mit Gefängnis und Auspeitschen; Hagemeister schüttelte nur stumpf den Kopf. Schließlich legte sich Muni ins Mittel. „Herr,“ sagte er, „ich habe es oft mit ihm durchgesprochen — er weiß nicht recht, woran er ist. Er war viele Jahre in des Prinzen Diensten — jetzt zweifelt er wohl, ist aber seiner Sache nicht sicher. Wenn Sie ihn durch irgend etwas wirklich berzeugen könnten, so wird er tun, was Sie verlangen!“ Das leuchtete dem Kommandanten ein. Er änderte sofort seine Taktik, wurde wieder überaus leutselig, und verlangte nur meines Jägers

Zeugnis — gegen einen Verbrecher. Er stand auf, schloß einen Schrank auf und entnahm ihm ein Schreiben, das er den beiden vorlas — es war die Anzeige, die bei ihm eingelaufen war. Er las sie mit eindringlicher Betonung vor: dem Prinzen Alexander wurde zum Vorwurf gemacht, zusammen mit dem Baron von Freihardt, dem Junker von Zedtwitz, dem Grafen Osten, sowie den Gesandten des Wiener und Pariser Hofes gegen das Leben des Herzogs konspiriert zu haben. Dann zeigte er ihnen die Unterschrift des Schreibens — es war die des kurhessischen Gesandten — neben ihr prangte das rote Gesandtschaftssiegel. Dies Schriftstück machte auf meinen Jäger scheinbar den gewünschten Eindruck; er erklärte sich nunmehr einverstanden, im Interesse des Stadtkommandanten für die Untersuchung zu arbeiten, nach weiteren Beweisen zu suchen und sie ihm zu bringen. Die beiden Gauner nahmen dankend den Judaslohn in Empfang — jeder zehn nagelneue Goldstücke mit dem Bild des Herzogs — freilich lieferten sie mir diese in der nächsten halben Stunde getreulich ab. Ich gab sie ihnen zurück und die dreifache Anzahl dazu: selbst die treueste Gesinnung sieht goldenen Ansporn nicht ungern.

Ich überlegte mir die Nachricht, die die beiden mir brachten, gründlich. Wir hatten einige

Schreiben des kurhessischen Gesandten da; ich holte sie hervor und zeigte sie den Jägern. Sie erkannten sofort das Siegel, erkannten auch die steile, verschnörkelte Schrift des Schreibers, sowie die etwas zittrige Unterschrift des Gesandten wieder. Obwohl also das Schriftstück echt zu sein schien, machte mich dennoch der Gedanke stutzig, daß gerade Kurhessen, mit dem der alte Herzog, wie Sie wissen, in der letzten Zeit so schlecht stand, daß er den Gesandten nicht mehr empfangen wollte, diesen Schritt unternommen haben sollte, zumal die Denunziation sich auch nicht auf einen einzigen wirklich triftigen Grund stützte, sondern lediglich allgemeine Behauptungen wiedergab. Da der kurhessische Gesandte schon vor der Abreise des Herzogs an seinen Hof zurückgekehrt war, so beschloß ich, sofort in seine Residenz zu fahren, um mir Klarheit zu verschaffen. Ich verzichtete auf eine Kutsche und ritt zur Nachtzeit mit Hagemeister fort; Muni beauftragte ich mit den weiteren Gängen zur Zitadelle — er sollte dem Kommandanten erzählen, daß ich krank sei und daß mein Jäger Hagemeister die Zeit benutze, um eifrig nach Beweisen zu fahnden.

Ich will mich kurz fassen, lieber Freund — ich sprach den Gesandten, der über meine Nachricht so entsetzt war, daß er sich in den Stuhl fallen ließ. Es sei ein frecher Schwindel, rief

er aus, nie habe er ein derartiges Dokument ausfertigen lassen. Sein Sekretär, fügte er hinzu, sei allerdings im Gesandtschaftshaus zurückgeblieben; doch sei dieser sein langjähriger treuer Begleiter; es sei kaum denkbar, daß er seine Hand hier im Spiele habe!

Noch am selben Tage reiste er mit mir zurück; vor einer Stunde sind wir in der Residenz eingetroffen. — Der morgige Tag, denke ich, wird einige Überraschungen bringen.

* * *

Der Graf von Osten an den Marquis di Civitella.

Siebenter Brief.

10. September.

Ich schreibe nach der „Rose“ am Rindermarkt, lieber Freund, da ich hoffe, daß Sie nunmehr in München eingetroffen sind. —

Der kurhessische Gesandte fuhr bei seinem Eintreffen in unserer Stadt zunächst bei seinem Hause vor und stellte seinen Sekretär zur Rede — dieser war völlig überrascht und erklärte, nicht das geringste von der ganzen Geschichte zu wissen. Doch hat Muni inzwischen durch eifrige Nachforschungen feststellen können, daß dieser Sekretär in der letzten Zeit häufig wie geistesabwesend herumgelaufen sei, auch sich manche Stunden von Hause entfernt habe, ohne bei seiner

Rückkehr zu wissen, wo er eigentlich gewesen sei. Irgend etwas stimmt hier also nicht!

Am andern Tage begab sich der Gesandte zunächst zum Justizminister, dann in dessen Begleitung in die Zitadelle zu dem Stadtkommandanten. Man konnte ihm das Dokument nicht mehr zeigen, da es dem alten Herzog auf dessen Wunsch übersandt worden war — infolgedessen beschlossen die drei Herren, gemeinschaftlich sich zu der Sommerresidenz im Kottenwalde zu begeben. Der Hesse setzte mich in Kenntnis; ich ritt voraus, wartete auf der Landstraße eine Stunde vor unserer Stadt und schloß mich dann, trotz des Protestes des Kommandanten, an. Wir blieben zur Nacht in Ilsungen, da wir ziemlich spät dort eintrafen — am nächsten Morgen ritten die Herren zum Jagdschlosse, während ich im Gasthofe wartete.

Die Audienz war eine sehr erregte. Der Herzog zeigte dem Gesandten das Dokument; dieser erkannte sowohl Papier und Siegel, wie auch die Handschrift des Sekretärs als durchaus echt an. Seine Unterschrift erklärte er für gefälscht, obwohl sie erstaunlich gut nachgemacht sei. Ein Streit entstand dann dadurch, daß der Herzog verlangte, daß man unverzüglich dem Sekretär als dem augenscheinlichen Urheber dieser Fälschung den Prozeß mache — der Gesandte sagte dies zu, verlangte aber, daß dieser Prozeß gegen

einen hessischen Untertan auch in Hessen angestrengt werden müsse. Der Herzog, aufgebracht genug, widersetzte sich dem, erklärte, daß er keinem hessischen Richter Vertrauen schenke, erging sich dann in maßlosen Beschimpfungen gegen den Gesandten, wie gegen dessen Herrn, den Kurfürsten. Er ging schließlich so weit, zu behaupten, daß das Ganze nur ein abgekarteter Gaunerstreich des Gesandten und seines Hofes sei, der den einzigen Zweck habe, ihn und seine Justiz vor der Welt lächerlich zu machen. Er gab Befehl, den Prinzen in Freiheit zu setzen — zugleich aber entlud sich sein ganzer Zorn auf den armen Gesandten, den er höchstehändig hinausgeworfen haben würde, wenn er sich nicht selbst rasch zurückgezogen hätte.

Ich schloß mich auf der Rückfahrt dem Kommandanten an, der jetzt wenigstens äußerlich weit liebenswürdiger war. Wir kamen mitten in der Nacht vor der Zitadelle an; der Kommandant erlaubte mir, einzutreten, um den Prinzen selbst in Empfang zu nehmen. Er machte sogar so sehr gute Miene zum bösen Spiele, daß er mich auf sein Zimmer bat und mir ein Glas Wein vorsetzen ließ, derweil er eine Wache an den diensttuenden Offizier sandte mit dem Befehl, daß dieser den Prinzen sogleich herbringen sollte. Wer beschreibt unser Erstaunen, als dieser Offizier allein kam — ohne den Prinzen!

„Wo ist Ihr Gefangener?“ fuhr ihn der Kommandant an.

Der Leutnant schlug die Hacken zusammen. „Heute abend sechs Uhr zweiunddreißig aus der Haft entlassen!“ antwortete er.

Der Kommandant brüllte: „Wer gab den Befehl?“

Der Offizier erwiderte ruhig: „Euer Gnaden selbst! Ein reitender Bote kam damit aus Ilsungen. An Stelle eines schriftlichen Befehls übergab er mir Euer Gnaden Siegelring. Da Euer Gnaden schon oft in diskreten Fällen Ihren Siegelring als Zeichen der Sicherheit benutzten, so glaubte ich den Befehl umgehend ausführen zu müssen.“

Der Kommandant hob seine Hand — der Siegelring fehlte. Zu gleicher Zeit reichte ihn ihm der Leutnant.

Ich hatte kein Interesse mehr, das Weitere dieser Unterhaltung anzuhören — ich stürzte hinaus, sprang auf mein Pferd und ritt nach Hause. Ich traf den Prinzen in seinem Schlafzimmer — er stand vor dem Bild Veronikas, dessen Anblick er so lange entbehrt hatte.

— Der arme Freihardt — ich vergaß, Ihnen das zu schreiben, lieber Freund — ist inzwischen beerdigt worden, ich habe einstweilen beim Prinzen seine Funktionen übernommen. Prinz Alexander hat die Haft augenscheinlich gut überstanden;

er bedankte sich sehr bei mir für alles, was ich ihm sandte und ganz besonders für die Meconiumpillen — die ich ihm nicht sandte! Diesen allein, fügte er hinzu, habe er es zu danken, daß seine enge Zelle sich in einen Traumpalast verwandelt habe —

Wer nun, Marquis, sandte ihm, in meinem Namen diese Pillen? Sie werden es mit mir erraten! Derselbe Mann, der des Kommandanten Siegelring schickte — wohl um mir zu beweisen, daß er ein besserer Schachspieler sei als ich, und daß er es jederzeit in seiner Macht hätte, dem Prinzen im Augenblicke die Freiheit zu verschaffen, wozu ich Wochen gebraucht! — Mehr noch, lieber Freund: ich habe die feste Überzeugung, daß dieselbe Hand es war, die den Prinzen nicht nur aus der Zitadelle heraus, sondern auch in diese hineinbrachte. — Es besteht für mich, obwohl ich nicht den Schatten eines Beweises hierfür habe, kein Zweifel darüber, daß sein Wille es war, der die Hand des Sekretärs der kurhessischen Gesandtschaft bei der Abfassung des Dokuments und bei der Fälschung der Unterschrift des Gesandten lenkte. Stand nicht unser Junker genau so unter seinem mesmeristischen Einfluß? Wie er diesen zwang, bewußt und unbewußt ihm in allen Stücken, bis zum Verbrechen, gehorsam zu sein, so wird er auch den armen Teufel von Sekretär gezwungen haben

— wie unserm Junker so war auch diesem später jede Erinnerung verschwunden!

Und warum tat er das? Nun, um von neuem auf den Prinzen einen Druck auszuüben. Um ihn aufzustacheln gegen den Herzog. Um ihn, endlich, zum Handeln zu zwingen!

Daß dabei, so nebenher, auch das Leben eines Menschen zugrunde ging — das unseres armen lieben Freundes Freihardt — das ist ihm ganz gewiß völlig gleichgültig. Und es scheint, als ob wenigstens in dieser Beziehung sein Einfluß den Prinzen völlig umstrickt hat. — Die Nachricht von Freihardts Tode hatte ich ihm in meinem ersten Briefchen in die Zitadelle gesandt — alle diese Tage über hat also der Prinz darum gewußt. Gewiß erkundigte er sich auch jetzt, forschte nach Einzelheiten, fragte nach dem Begräbnis — all das mit einer stillen freundlichen Liebe zu dem für ihn gefallenen Freund. Aber dennoch mit einer gewissen Apathie, mit einer müden Ruhe, die nirgends einem jähen Schmerz auch nur auf Augenblicke hervorzubrechen erlaubte. Fast achtzehn Jahre war der Baron ständig um ihn — dennoch fehlt er ihm nicht mehr als irgendein gleichgültiger Kavalier oder Bedienter. Es ist gewiß, Marquis: Prinz Alexander sieht die Welt anders an, seitdem er die Pillen des Doktor Teufelsdrökh gekostet hat.

* * *

Am andern Morgen.

Die Post nach München geht am Mittag; ich habe also noch Zeit diesem Brief einiges hinzuzufügen. Ich nachtmahlte allein mit dem Prinzen — die leeren Plätze an der Tafel, die Ihnen, Marquis, dem braven Junker und unserm unglücklichen Freihardt gehörten, starrten mich an und jagten mir unwillkürlich Schrecken ein. Nach dem Essen zog sich der Prinz zurück; ich ging in Freihardts Zimmer, wo ich jetzt öfter zu arbeiten pflege. Ich hatte meinen Schreiber mitgenommen und diktierte eine Anzahl Briefe für den Prinzen. Es war schon ziemlich spät, als ich ein Schreiben Lord Seymours beantwortete; da ich wußte, daß Prinz Alexander einige besondere Wünsche an diesen hatte, deren Einzelheiten ich nicht kannte, so ging ich hinüber in sein Schlafzimmer, nachdem ich durch einen Blick vom Balkon mich vergewissert hatte, daß bei ihm noch Licht brannte. Die Türe stand halb offen; ich klopfte, bekam aber keine Antwort. So trat ich ein.

Der Prinz lag auf einem kleinen Divan mitten im Zimmer, gegenüber dem Madonnenbilde und der Muranovedute. Doch war sein Blick nicht auf diese gerichtet, er schien vielmehr in die Luft zu starren. Auf dem Tische vor ihm stand die kleine Tuladose, in der er seine Pillen aufzuwahren pflegt; sie war geöffnet, augenscheinlich

hatte der Prinz einige genommen. Er lag lang ausgestreckt auf der Seite, den linken Ellenbogen auf ein Kissen, den Kopf auf die Hand gestützt. Der rechte Arm hing schlaff herunter.

Ich trat näher; ich hatte das bestimmte Gefühl, daß der Prinz mich trotz seines Rausches erkannte, er nahm aber nicht die geringste Notiz von mir. Ich setzte mich ihm gegenüber in einen Sessel und beobachtete ihn schweigend; für eine Weile schien es mir, als ob ihn meine Gegenwart störe; dann aber schien er mich vollständig zu vergessen — er war wieder allein mit seinen Träumen.

Ich muß gestehn, Marquis, daß dieser stille Zustand des Prinzen wenig den phantastischen Erzählungen entsprach, die Ihr Gewährsmann, der Fregattenkapitän, Ihnen über die Rauschwirkung des Meconium machte. Vermutlich ist diese Wirkung, ähnlich wie die eines Bier- oder Weinrausches bei verschiedenen Individuen eine völlig verschiedene. Was den Prinzen angeht, so beobachtete ich folgendes: zunächst lag er ganz still da, unbeweglich für viele Minuten. Dann hob sich sein Auge — aber nicht rasch und plötzlich, sondern ganz allmählich — sein Blick richtete sich auf das Bild seiner Geliebten, freilich nur für einen ganz kurzen Augenblick. Es schien mir, als sauge er dieses Bild in sich hinein, als rief er die Gestalt zu sich herab und vor sich

hin. Freihardt, dem ja jede Nuance seines Ausdrucks, jede kleinste Bewegung eng vertraut war, hat mir einmal eine Szene beschrieben, die sich in dem Dom von Murano, San Donato, abspielte. Prinz Alexander hatte die angebetete Frau dorthin begleitet; der Baron war beiden gefolgt und betrat gleich nach ihnen die menschenleere Kirche. Veronika verrichtete ihr inbrünstiges Gebet vor Sebastianis Madonna in der Kapelle des linken Seitenschiffes; der Prinz wartete derweil, angelehnt an eine Säule der alten Basilika — er hatte seinen Platz so gewählt, daß er wenigstens die Hälfte des Gesichtes der geliebten Frau gut sehen konnte. Versteckt hinter einem andern Pfeiler stand Freihardt ihm gegenüber — er konnte auf beste des Prinzen Züge beobachten. Und genau so wie mir Freihardt den Ausdruck des Prinzen in San Donato schilderte — genau so sah ich ihn jetzt vor mir: es war ein Ausdruck einer reinsten Liebe, die sich weit hinaushob über die Empfindungen, deren der Durchschnittsmensch fähig ist.

In der Tat, Marquis, vor meinem wachschlafenden Prinzen stand nicht ein Traum-, nicht ein Phantasiebild der Geliebten, stand vielmehr diese selbst. Unter dem Genuß seiner Giftpillen sah er einen Geist, der Farbe und Form angenommen hatte, sah ein Gespenst, das Fleisch und Blut hatte! Ganz unmerklich bewegten sich seine

Hände, unhörbar murmelten seine Lippen; aber es schien mir, als ob ihm dieses stillste Geflüster zu heißem Liebesstammeln würde, als ob dieses kleinste Spreizen seiner Finger ihm Umarmung bedeutete. So stark war dieses übermächtige Gefühlsleben des Prinzen, daß sogar ich, ein völlig unbeteiligter und gewiß ein besonders kühler Zuschauer, davon ergriffen wurde; gegen meine bessere Einsicht hatte ich das Empfinden, als ob in der Tat die Frau von Murano zwischen uns stände — unsichtbar freilich für mich, aber für ihn sehr sichtbar und greifbar.

Ich ging hinaus, leise, auf den Zehenspitzen. Ich war so ergriffen, daß ich stundenlang nicht zu schlafen vermochte. — Ich war dabei, lieber Freund, stand mit Lord Seymour dicht neben dem Prinzen, als uns in dem Lusthause an der Brenta der Geist des Sizilianers erschien, der dann dem des Dr. Teufelsdröckh das Feld räumte. Ich war zugegen, als dieser selbe Mann in seinem Hause in München den jungen, von ihm mesmerisierten Zedtwitz die Geister seines Vaters und seiner Mutter sehen ließ. Beides hat nicht entfernt den tiefen Eindruck auf mich gemacht, wie der Geist, der heute nacht vor dem Prinzen stand und den ich — nicht sahl

Das ist ganz gewiß, daß mit diesen Pillen der Doktor unserm Prinzen ein Mittel gegeben hat, mittels dessen er sich seine Wünsche und Träume

zu Wirklichkeiten umschaffen kann. Nun schreiben Sie mir, lieber Freund, daß das Gift weiter die Eigenschaft haben soll, nicht nur die Fähigkeiten der Sinne, sondern auch die des Denkens ungemein zu verschärfen — die Beispiele, die Ihr Gewährsmann anführt, sind in der Tat erstaunliche. Und aus dieser überaus intensiven Geistestätigkeit soll dann, selbst bei schwachen, feigen, stumpfen Menschen zuweilen eine außerordentliche Fülle einer momentanen Erkenntnis, eines entschlußstarken Willens, eines überaus wagenden Mutes hervorquellen — gewiß liegt hier das, was Dr. Teufelsdröckh bei dem Prinzen beabsichtigt hat. Aber es deucht mich, als ob bei ihm die Wirkung sich darauf beschränke, daß ihm die Nebelschwaden unklarer Sehnsüchte zu festen Gestalten werden — daß ihn die Wirklichkeiten seines Rausches die einer realen Zukunft vergessen machen. Ich glaube, daß sein Ehrgeiz nicht dadurch angespornt, sondern vielmehr erstickt wird. Daß das Schwert, das der Doktor scharf und blank schleifen wollte, vielmehr sehr stumpf und rostig wird.

Auf baldiges Wiedersehn, lieber Freund; es verlangt mich sehr, über alles das mit Ihnen bald von Angesicht zu Angesicht zu sprechen.